

Nr. 33. Posen, den 18. August. 1895.

Ruth.

Novelle von E. Horstig.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der junge Mann war blaß und ernst und sichtlich bemüht, seine Aufregung zu verbergen.

Er hate soeben in aller Form seine Werbung um die Freiin von Norbert beendet und blickte die Gräfin erwartungsvoll an.

Sie gab eine sehr vorsichtige und ausweichende Antwort, indem sie ihn an den Vater Ruths verwies.

Der Graf trat hinzu und bestätigte seiner Mutter Worte, daß sie Beide keine solchen Rechte über das Freifräulein hätten, um über die Hand sans façon verfügen zu können. Im Uebrigen bäte er Seine Hoheit noch höflichst, die junge Dame jetzt nicht zu stören, denn sie sei erregt und angegriffen.

Der Prinz verneigte sich stumm; die Gräfin fügte noch freundlich hinzu, wie sehr sie sich über eine Vereinigung freuen würde, von der sie hoffte, daß sie bald zustande kommen sollte, und der Gardelieutenant verabschiedete sich.

Als er langsam die Treppe hinabstieg, folgte ihm ein leichter Mädchenschritt, doch er sah nicht auf, bis an seinem Ohre eine leise Stimme klang: „Ich bin beauftragt, Eure Hoheit dies Billet zu übergeben", und ihm eine scheue Hand rasch ein Briefchen zuschob.

Es war Ruths Kammerzofe, die nun schnell wieder entlief, während der Prinz mit frohem Lächeln das Billet in seinen Rock steckte.

In seinem Wagen öffnete Prinz Erich das Papier und las: „Ich fühle mich sehr einsam und verlassen. Sie sagten damals nur zu wahr in jenen Versen zu mir: „Hier in dieser Welt des Glanzes, Truges und Scheines ist nicht das Glück zu finden", aber ich hoffe, es an Ihrer Seite zu gewinnen, mein Prinz, hoffe auch, Ihnen durch meine Liebe Glück geben zu können. Mit treuem Gruß Ihre Ruth von Norbert."

Erich war glückselig und fuhr heim, um sofort sich schriftlich an den Freiherrn zu wenden und ihn um seiner Tochter Hand zu bitten.

Die Antwort kam sehr bald und bestand nur aus wenigen Worten, die, wie folgt, lauteten: „Der Sohn der Herzogin Isolde wird niemals meine Tochter besitzen; ich war einst nicht vornehm genug für die Prinzessin, obgleich sie mein Herz zu fesseln gewußt hatte, — der Prinz ist nun nicht vornehm genug als Gemahl für Ruth von Norbert, die ich lieber todt als in dieser Weise vermählt sehen möchte. Martin Freiherr von Norbert."

An den Grafen schrieb der Oberförster einige verbindliche Dankeszeilen und die Bitte, Ruth auch ferner noch in seinem Kreise und unter seinem Schutze zu behalten. Er fühle sich krank und leidend und könne seine Tochter jetzt nicht bei sich haben.

Graf Georg Friedrich war glücklich und sehr zufrieden mit seinem Werke, nur quälte ihn leise Besorgniß, wie das stolze Mädchen des Vaters Wünsche aufnehmen würde. Er überließ diesmal seiner Mutter die Mittheilung an Ruth.

Der Prinz war in Verzweiflung, der Sturz von der Höhe des Glückes, das plötzliche Erwachen aus dem wonnigen Traum erfaßte ihn mit aller Qual der Schrecken und Leiden, die er nie geahnt. Er sollte entsagen, aber er fühlte nicht dazu die Kraft in sich, die Liebe zu Ruth flammte in ihm mit siegender, mit niederreißender Gewalt, die Energie des stolzen, bewußten Willens: ich kann und will sie nimmer lassen, ich darf sie nicht elend dem Vorurtheile opfern, nicht verlieren um alter Geschichten und alter Sünden willen, bäumte sich in ihm auf. Und doch — stieg nicht drohend vor ihm auf das unerbittlichste Gesetz der Schrift: „Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied." Tönte sie nicht in sein Ohr, die schauerliche Wahrheit: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären?"

Aber er schüttelte alle die Gedanken von sich, Ahnung und Warnung und dräuendes Leid; er schrieb einige kurze, zärtliche, erklärende Zeilen an Ruth, daß er sie ewig lieben werde und als seine Braut betrachte, trotz Alledem. Dann ließ er packen und fuhr mit dem Abendzuge, nachdem er Urlaub genommen, der Heimath zu, um mit dem Briefe des Freiherrn vor die Mutter zu treten, Erklärung, Rath und Hilfe zu fordern.

Unsere arme Ruth traf das Schreiben des Prinzen in einem Zustande von Erschöpfung und Theilnahmlosigkeit, der an Apathie grenzte; man hatte ihr bereits sehr kurz und schonungslos des Vaters Brief mitgetheilt, und auch sie hatte jetzt erst begriffen, wie theuer ihr der Geliebte war und wie schwer und bitter es sei, ihn zu verlieren. Sie wollte heim, den Vater fußfällig bitten, jedoch die Gräfin hinderte sie daran, sich auf des Freiherrn eigenes Verbot berufend. Das arme Mädchen, zu müde zum Kampf, war wie eine Gefangene und wollte auch Niemand sehen; sie glaubte, eine schwere Krankheit nahe.

Da kam des Prinzen Briefchen und entriß sie ihrer Indifferenz und Mattigkeit, sie loderte empor im schönen Feuer der Liebe, Treue und des stolzen Muthes, bereit einer Welt gegenüber zu treten, ihr Glück sich zu erkämpfen und festzuhalten.

An diesem Abend erschien Ruth zum ersten Male wieder im Familienzirkel, der in anscheinend traulichster und angenehmster Weise um die Gräfin Mutter versammelt war.

Das junge Mädchen hatte sein Haar mit Rosen und Orangenblüthen geschmückt, die Augen leuchteten im stillen Glück.

Graf Georg Friedrich fuhr erblassend aus seinem Sessel empor bei dem unverhofften Anblick, und seine Gemahlin warf einen scheuen, traurigen Blick auf ihn, ehe sie die Augenlider fromm und demüthig senkte.

Aber Ruth schien das garnicht zu beachten, sie grüßte heiter lächelnd und nahm ihren früheren Platz neben der alten Gräfin wieder ein.

„Schön, mein Töchterchen, daß Du da bist!" sagte diese, „gieße uns den Thee ein und dann magst Du ein Liedchen singen, wir haben Deine Stimme so lange entbehren müssen."

„Gern, gnädige Tante; was soll ich singen?"

Ehe die Gräfin antworten konnte, fragte Elisabeth mit hastiger leiser Stimme, während sie dunkel dabei erröthete: „Warum tragen Sie Orangenblüthen im Haar, liebe Ruth? Solche Blumen pflegen nur Bräute zu schmücken."

„Ich wählte sie aus eben demselben Grunde, Frau Gräfin, ich bin mit dem Prinzen Erich verlobt," antwortete Ruth in sanftem aber festem Tone, während sie freundlich auf die junge Dame blickte.

Purpurn färbten sich Elisabeths Wangen, ihre Augen leuchteten und aufspringend reichte sie dem Mädchen die Hände, ein „Ich gratulire, ich gratulire!" stammelnd.

Die Gräfin Mutter sah unwillig und erstaunt zugleich auf die Gruppe, der Graf preßte die Lippen fest aufeinander, seine Augen blickten mit versengender Gluth auf das Bild, war's doch, als wollten die Hände sich nimmer lösen, als schlössen sie einen Bund für's Leben, denn jetzt wirklich neigte die schlanke Gestalt der Freiin sich zu der jungen Frau herab und küßte sie auf den Mund.

„Scherzen Sie mit uns, mein gnädiges Fräulein, wollen Sie die Gräfin in den April schicken oder haben Sie Ihres Vaters Wünsche ganz und gar vergessen? Er wird Sie niemals der Herzogin Schwiegertochter werden lassen, Sie müssen entschieden refüsiren und mich dünkt, das geschieht am besten so schnell und so ruhig wie möglich. Oder fürchtet ein so junges und so reizendes Mädchen, unvermählt bleiben zu müssen? — Sehnen Sie sich so sehr nach Hymens Banden, erscheinen die Freuden der Ehe Ihnen gar zu verlockend, dann will ich mein Möglichstes thun und Ihnen bald Ersatz für den Prinzen bringen. Ich wette, der nächste, ein hübscher stattlicher Landedelmann gefällt Ihnen besser, als der blasse Philosoph, zu dem Sie nur das Mitleid ziehen kann."

Als der Graf seine Rede beendet hatte, wandte sich Ruth mit zornglühendem Antlitz zu ihm.

„Ich gestattete Ihnen nicht das Recht, Herr Graf, in meine intimsten Angelegenheiten hineinzureden. Jedenfalls sollen aber Sie, wie Alle wissen, daß ich Braut bin, und daß auch meines Vaters Wunsch mich nicht von dem Prinzen trennen kann. Er hat nie Güte und Liebe und Nachsicht für mich gehabt, er sucht auch jetzt mein Glück zu zertreten, aber er soll mich fest finden; ich werde meine Rechte, die unveräußerlichen des Herzens, zu wahren wissen!"

„Ich beuge mich Ihrem endlich erwachten Herzensrechte, Baronesse, aber überzeugt bin ich nicht. Sie müssen Ihrem Vater gehorchen, wie alle Töchter es thun, und Sie werden vergessen lernen und auch ohne Ihren fürstlichen Ritter glücklich sein."

Damit verließ Georg Friedrich das Zimmer, weil er seinen Zorn nicht länger bezwingen konnte, und seine Lippen preßten unhörbar und in heiserem Tone die Worte hervor: „Und sie soll doch niemals die Seine werden, und müßte ich ihn mit meinen eigenen Händen tödten!"

Die Herzogin Isolde stand sehr einsam im Leben; sie liebte nur einen noch, und dies war ihr jüngerer Sohn. Zwar hocherfreut, ihn wiederzusehen, war sie doch sehr erschrocken über sein verändertes Benehmen, noch mehr über die Mittheilungen, welche er ihr zu machen hatte.

Sie las des Freiherrn kurzes Schreiben und ihre feinen, weißen Hände zitterten heftig, während sie es hielt; eine tiefe Röthe stieg ihr in das edel geschnittene Gesicht, das noch viele Spuren ihres einst so großen Reizes zeigte.

Sie schlug die Augen, welche denen ihres Sohnes sprechend glichen, langsam auf und sagte leise: „Die Vergangenheit rächt sich bitter an mir, aber meine Kinder sollen nicht darum leiden; der Freiherr wird sein hartes Wort zurücknehmen und Du darfst bald, sehr bald glücklich sein mit dem schönen Mädchen, das ich gerne als Tochter willkommen heißen will. Gehe nach Berlin zurück, mein Sohn, und warte in Geduld, Du kannst Deiner Mutter vertrauen, die in einem langen, unglücklichen Leben gelernt hat, was es heißt, ohne Wahrheit und Liebe zu athmen und zu wirken; Dir soll es besser werden."

Sie küßte den Prinzen noch leidenschaftlich, dann ließ sie ihn von sich.

4. Versöhnung.

„Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen
Und alles löst sich auf im Guten und im Schönen."

Das Gewitter war vorüber, und der Himmel lachte wieder in strahlender Bläue auf die erfrischte, duftende, in Lenzesfrische prangende Erde hernieder.

Die Tannen und Fichten, die Buchen und Eichen, von sanftem Windeshauch bewegt, schüttelten die letzten Regentropfen von ihrem jungen Grün herab auf den sammetfrischen Rasen und das zarte Moos zu ihren Füßen. Wie Milliarden von Diamanten blitzte der Wiederschein der Sonnenstrahlen aus dem Naß der Gräser und Blüthen, und ein köstlich balsamischer, frischer Geruch erfüllte die gereinigte, angenehme kühle Luft.

Eine leichte, zierliche Chaise rollte, von zwei flinken Rappen gezogen, den Waldweg entlang nach dem Forsthause zu.

In dem Wägelchen lehnte eine Dame in dunklem Reiseanzuge, das Antlitz schwarz verschleiert, ohne Begleitung, denn Kammerzofe und Diener hatten im Dorfe absteigen müssen.

Der junge Miethkutscher trieb die Pferde tüchtig an, und bald hielt das Gefährt vor dem großen, finstern Thor an der Oberförsterei.

Lotte stürzte verwundert heraus, von mehreren bellenden Hunden begleitet, und half sodann mit tiefen Knixen der Unbekannten aus dem Wagen.

Sie hatte erst Einwendungen machen wollen, der Herr sei nicht wohl und empfange nie Besuch, aber das entschiedene, gebieterische Wesen der fremden Dame duldete keinen Widerspruch.

Sie wünschte nach dem Sprechzimmer des Oberförsters geführt zu werden, und Lotte kam dem nun schweigend nach.

Der Kutscher wartete draußen mit dem Wagen.

Die Fremde gab der Wirthschafterin eine Karte und schickte sie damit zu ihrem Herrn.

Sie brauchte nicht lange zu warten, nach einer halben Minute ward die Thüre geöffnet und eine hohe, ungebeugte Männergestalt im grauen Friesrock, mit kolossalen Stiefeln angethan, trat über die Schwelle. Sein Antlitz war wettergebräunt, das dunkle Gelock, der üppige Bart stark mit grau gemischt, die Brauen waren finster zusammengezogen, und die großen, schwarzen Augen schleuderten Blitze auf die Eingedrungene.

Sie warf den Mantel ab und streifte mit rascher Bewegung den Schleier hinweg, da stand sie in dunkelblauem Sammetkleide, das lichtrothe, goldschimmernde Haar aufgelöst, die rosige Farbe der Erregung im Antlitz, die berückenden Nixenaugen flehend, beschwörend auf ihn gerichtet, so stand die Herzogin.

Der Freiherr fuhr zurück, er taumelte fast wie trunken und fuhr sich nach der Stirn.

„Isolde!" stieß er hervor.

„Ja, Isolde, die unglückliche Mutter steht vor Dir; Isolde, um ihr Leben und Glück, um ihre Ruhe betrogen, die nicht noch mehr sich rauben lassen will. Den Sohn darfst Du ihr nicht elend machen, die eigene Tochter mußt Du schonen; — Martin, höre mein Flehen, und stoße mich erbarmungslos zurück, wenn Du kannst!"

Die Herzogin war auf ihre Knie gesunken und streckte die weißen Hände bittend nach ihm aus, sie war hinreißend in diesem Augenblick; aller Liebreiz der Vergangenheit schien ihr zurückgekommen zu sein, erhöhter Zauber umfloß sie im Schmerz ihrer Mutterliebe, um dieses Mannes hartes Herz zu beugen, ihn zu erweichen.

Stumm, tödtlich erblaßt, schaute er auf sie nieder, dann beugte er sich unwillkürlich, zu den alten Gewohnheiten der Jugend bei ihrem Anblick zurückkehrend, herab und zog sie empor, sie sanft zum Sitz geleitend.

„Durchlauchtigste Herzogin", begann er dann ehrerbietig, „beschwören Sie nicht die Vergangenheit herauf, sie hat zu dunkle Schatten. Schauen Sie mich, sehen Sie, was aus mir geworden ist, wozu mich die Prüfungen gemacht haben. Ich

habe unnennbar gelitten, — aber Sie thaten doch wohl recht damals: Gleich gehört zu Gleich und deshalb soll Ruth, meine Tochter, niemals —"

„Nicht weiter, Freiherr, Sie hassen mich und haben alles vergessen, was uns einst verband, ja, und nur das Bittere haftet noch in Ihrer Erinnerung. Und doch müssen Sie mich hören, unsere Kinder dürfen nicht für uns büßen. O, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich war, wie öde mein ganzes Leben ist, wie leer meine Tage, wie — —"

Sie brach in Thränen aus.

Der Freiherr konnte sie nicht weinen sehen, er war ein harter Mann geworden und Weiberworte vermochten sonst nichts über ihn, aber Isolde, das Weib seiner Liebe, das Bild seiner Jugend und seines Glückes, sie weinen zu sehen um seinetwillen, das ging über seine Kräfte. Er schlang leise den Arm um sie und küßte sie auf das flimmernde Haar, wie er es einst gethan in jenen unselig seligen Tagen.

„Still, still, weine nicht, Isolde, ich will thun, was Du wünschest, alles thun, ich kann Dir auch heut nicht widerstehen und Du hast es wohl gewußt, sonst wärest Du nicht zu dem armen Einsiedler gekommen wie das Bild der Gnade, wie sein letzter Sonnenstrahl!"

Am andern Tage reiste die Herzogin nach Berlin, dem Sohne persönlich die frohe Nachricht zu bringen, aber — sie kam an sein Krankenlager, er war dem Tode nahe und lag im heftigsten Wundfieber, gepflegt von dem treuen Kammerdiener, einer Diakonissin und einem schönen, blassen, schwarzhaarigen Mädchen, in welcher Isolde sogleich Martin von Norberts Tochter erkannte.

Es wurde ihr leicht, sein Kind zu lieben, und Ruth faßte auch bald herzliche Zuneigung für die anmuthige, liebenswürdige Frau, die eine edle Fassung bei diesem neuen Leid bewies und sich hingebend mit Ruth in die Pflege theilte.

Der Arzt machte der Herzogin Mittheilung über das unglückliche Ereigniß, welches des Prinzen Verwundung herbeiführte, es war ein Duell gewesen und zwar sollte auf des Prinzen Wunsch der Name seines Gegners verschwiegen bleiben, auch begehrte ihn die besorgte Mutter gar nicht zu wissen.

Acht Tage lang dauerte die Angst und Aufregung, der Prinz schwebte zwischen Tod und Leben. Endlich erklärten ihn die Aerzte für gerettet, und die armen Frauen athmeten auf.

Bald darauf mußte die Herzogin abreisen, nachdem sie der Gräfin Adlerhorst Besuch gemacht und für deren mütterlichen Schutz gedankt hatte, welchen sie der Braut des Prinzen so freundlich und gütig gewährt.

Die Gräfin war sehr zurückhaltend, als aber der kaum genesene Prinz Erich, der inzwischen seinen Abschied genommen hatte, und seine liebliche, glückstrahlende Verlobte zu ihr kamen, schwand ihre Kälte und sie hieß die Beiden aufrichtig willkommen und sagte ihnen herzliche Wünsche, denen sich auch Elisabeth anschloß.

Graf Georg Friedrich war verreist, auf lange Zeit in den Orient gegangen, wie es hieß.

An einem herrlichen Julitage fand die Vermählung von Ruth von Norbert mit dem Prinzen Erich statt, Pastor Herder hielt die Trauung und sprach schöne herzbewegende Worte.

Der Vater des Bräutigams war, seiner schwachen Gesundheit wegen, nicht anwesend; nur die Herzogin wohnte mit ihrem ältesten Sohne, dem Erbprinzen, dem Feste bei.

Freiherr von Norbert saß mit verklärtem Gesicht bei Tisch an Isoldens Seite, und das ältere Paar machte einen ebenso glücklichen und frohen Eindruck fast wie die Neuvermählten, denn Friede und Versöhnung sprach aus ihren Blicken.

Von ihrem Verlobten hatte Ruth ein köstlich mit Brillanten geschmücktes Medaillon erhalten, welches sein Bild und die auf ein Blättchen zierlich geschriebenen Worte umschloß:

„Mein Herz in mir theil ich mit Dir,
Brech' ich's von Dir, räch's Gott an mir,
Vergeß ich Dein, vergeß Gott mein,
Das soll unserer Liebe Verbündniß sein."

Am Hochzeitsabende wurde der jungen Frau ein versiegeltes Päckchen überreicht; sie fand einen herrlichen Perlenschmuck und einen Strauß weißer Rosen, das Bild der Entsagung, dem war ein Brief zugefügt, enthaltend wenige Zeilen:

„Ich habe Dich über Alles geliebt, süße Ruth, und werde Dich niemals vergessen. Jetzt kannst Du mich wohl verstehen, seit Du selber liebst! — Meine Hand sollte Dir Dein Glück rauben, denn wir kämpften um Dich, aber Gott hat es anders gewollt. Sein Segen komme über Dein Haupt, Du Heißgeliebte! Verzeihe mir, bete für mich!

Georg Friedrich Graf von Adlerhorst."

Ruth war sehr bleich geworden, schweigend reichte sie den Brief dem jungen Gatten.

Der Prinz und Ruth wurden ein sehr glückliches Paar, ihre liebevolle friedlich schöne Ehe ward mit drei Kindern gesegnet, zwei Söhnen und einem Töchterchen.

Hans Adlerhorst vermählte sich frühzeitig mit seiner Cousine Rose. Sein Bruder Joachim erklärte, er würde auf das Prinzeßchen warten, die kleine, liebliche Tochter seiner Tante Ruth.

Graf Georg Friedrich kehrte niemals zurück; er starb einsam, fern von der Heimath, im Morgenlande.

Und wir schließen die Erzählung mit des Dichters Worten: „Man sieht wohl die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen treiben. Das Leben gehört den Lebendigen, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein."

Das Märchen vom „Fischer un syner Fru."

Ein Bild aus dem Leben von Friedrich Thieme.

Es war einmal ein schlichter Zimmermann, Thomas Mohring mit Namen, arbeitsam, brav, hausbacken, grundehrlich und sparsam. Wenn die anderen Gesellen Sonntags ins Wirthshaus und „zum Schwof" (Tanz) gingen, so blieb Thomas munter zu Hause sitzen und suchte durch Zeichnen von Plänen ein paar Groschen nebenbei zu verdienen, Abends arbeitete er, bis er das Werkzeug nicht mehr zu erkennen vermochte, früh stand er auf mit der ersten Dämmerung. So geschah es, daß er sich in seinem 25. Jahre bereits ein bescheidenes Sümmchen — hundert Thaler — gespart hatte und er säumte nun nicht, einen eigenen Hausstand zu begründen und die Geliebte seines Herzens, die pausbäckige Hermine, zum Altar zu führen.

Die beiden jungen Eheleute mietheten ein kleines, sehr kleines Logis unter dem Dache und begnügten sich mit den wenigsten Möbeln und Geräthschaften, mit welchen eine Ehe nur bestehen kann, aber trotzdem entbehrten sie nicht der Behaglichkeit und Glückseligkeit, denn Hermine war eine saubere, fleißige Hausfrau und Thomas weit entfernt, große Ansprüche an das Leben zu stellen.

Mit der Zeit aber fand Hermine, wenn sie Sonntags zur Kirche ging, daß sie doch eigentlich in ihrem simplen braunen Kleide gegen ihre Nachbarinnen und Freundinnen recht armselig aussähe, und es schmerzte sie, daß sie Sonntags meist zu Hause bei einer Näharbeit sitzen müsse, während ihre Nachbarinnen und Freundinnen mit ihren Männern geputzt und fröhlich in den lichten Sonnenschein hineinzogen und sich es wohl sein ließen.

„Wir könnten's doch weit eher, als die", pflegte sie manchmal ärgerlich zu ihrem Manne zu sprechen, wenn er Abends nach Hause kam, erschöpft und schläfrig von harter Arbeit. „Wir haben nun bereits ein paar hundert Thaler auf der Sparkasse, warum wollen wir fortfahren, uns so zu quälen und abzurackern?"

„Laß nur gut sein, Mutter", erwiderte da stets freundlich ihr Mann, indem er ihr einen zärtlichen Kuß auf den Kirschenmund drückte, „unsere Zeit wird auch noch kommen. Laß uns arbeiten und verdienen, so lange wir Kräfte haben, damit wir uns etwas erübrigen für das Alter. Zum Genießen ist's immer noch Zeit genug."

Einst erblickte sie aus Anlaß einer Taufe ihre Jugendfreundin Erna in einem schönen seidenen Kleide. Da pflanzte sich ihr der Wunsch tief in das Herz, doch auch ein so prachtvolles, vornehmes Kleid zu besitzen. Endlich gab sie den Gedanken Worte, ihr Mann aber wies sie ab mit dem Bemerken: „Das paßt nicht für uns, die Erna könnte bei ihren vier Kindern auch 'was Gescheidteres thun." Hermine fügte sich, aber nur für den Augenblick, denn die Idee, auch ihrerseits in einem seidenen Kleide zu prangen, verließ sie von Stund an nicht mehr.

Bald genug fing sie wieder von der Sache an, und immer wieder, und schließlich gab es sogar Thränen und bittere Worte. Da konnte Thomas nicht länger widerstehen und eines Sonntags stolzirte sie in dem seidenen Kleide an der Seite ihres Mannes dahin, selbstbewußt, glücklich wie eine Königin. „Ich danke Dir von ganzem Herzen, mein Männchen", flüsterte sie ihm zu, als die Nachbarinnen und Freundinnen die neue Errungenschaft gebührend bewundert hatten, „nun habe ich keinen Wunsch mehr."

Ein andermal — ein paar Jahre später — brachte Thomas die Nachricht mit nach Hause, daß sich sein Kollege Nummel ein Haus baue. „Auf Spekulation", fügte er hinzu, „um Geld damit zu verdienen." — „Da wird sich seine Frau, die eitle Jette, dick thun", sagte Hermine wehmüthig. Sie konnte die ganze Nacht die Mittheilung nicht aus dem Sinne bringen, sogar im Traum erschien ihr die Jette mit schadenfrohem Gesicht, zeigte mit dem Finger auf eine stattliche Villa am Berge und rief ihr frohlockend zu: „Aetsch! ich bin Hausbesitzerin." In der Folge klimperten ihr die gespreizten Aeußerungen der Freundin: „Mein Mann ist Hausbesitzer" in der That so oft in die Ohren, daß sie aller Lebensfreude baar ward. „Mein Mann könnte auch Hausbesitzer sein, wenn er nur wollte", erwiderte sie gereizt, und der Entschluß stand fest bei ihr, sie wolle auch Hausbesitzerin werden, es koste was es wolle.

Nun lag sie täglich ihrem „Alten" in den Ohren, seine tausend Thaler Spargeld doch auch an einen Bau zu wagen. „Heutzutage muß man riskiren, wenn man gewinnen will", redete sie ihm zu, „Du bist eben ein Einfaltspinsel und Theekessel, der sich nicht auf das Leben versteht." Endlich gab Thomas nach, und da er Glück hatte, so baute er wieder und wieder, und das Sümmchen auf der Sparkasse schwoll zu immer ansehnlicherer Größe.

Hermine hatte nun auch dieses Ziel erreicht. War sie nun zufrieden? O nein. Wohnte sie doch des Gewinnes halber noch immer mit ihrem Manne in der Dachwohnung des eigenen Hauses: was half es ihr, dachte sie, Hausbesitzerin zu sein, wenn sie nicht auch, wie die Frau ihres Miethers, des Landgerichtsraths, auf dem Balkon der ersten Etage prangen und die Vorübergehenden hinter dem üppigen Laubgrün hervor durch das Opernglas betrachten konnte! Auch dieser Augenblick nahte, Dank ihrem Drängen, endlich heran: Frau Hermine, eine stattliche korpulente Dame mit zwar etwas gewöhnlichem, rothem, aber doch recht gutmüthigem Gesicht, saß in eleganter, wenn auch etwas geschmackloser Robe auf dem Balkon und blickte mit naivem Hochmuth auf die minder glücklichen Sterblichen herab, die sich auf der Straße durcheinanderdrängten.

Wie wenig paßte es zu ihrer Wohlhabenheit und dem Platze auf dem Balkon, daß sie nur als Frau eines Bauunternehmers galt. „Ja, wenn es noch Zimmermeister wäre", sagte sie zu Thomas, „das wäre noch etwas, da steckt Bildung und Noblesse dahinter. Aber Bauunternehmer — puh, das schmeckt nach dunkler Herkunft — Thomas, Du bist nun reich genug, um Dich zur Ruhe zu setzen und die Früchte Deines Fleißes (sie sagte nicht auch seines „Glückes") in Ruhe zu genießen. Ich will Rentiersfrau werden, punktum!" Thomas hatte sich im Laufe der Jahre mehr und mehr das Widersprechen abgewöhnt, er besaß nicht das Talent, seinen Willen durchzusetzen, auch hatte er sich im Laufe der Zeit angewöhnt, seine Frau als die intelligentere und vornehmere Hälfte der Ehe anzusehen. Sie wiederholte es ihm ja so oft, daß er es schließlich glauben mußte. „Thomas, Du bist ein ganz guter Mensch", rief sie, sich gleich einem Pfau aufblähend, „aber Du hast keine Lebensart. Das Vornehme wird Dir ewig ein Geheimniß bleiben. Ich habe das von Natur, weißt Du." Hätte sie gewußt, was die Meinung der Leute über diesen Punkt war, so hätte sie die Sprecher für neidisch, dumm und verleumderisch erklärt.

Nun war sie Rentiersfrau, nun mußte auch eine Gouvernante für das „gnädige Fräulein" ins Haus, nun konnte der „junge Herr" natürlich nur einen akademischen Beruf einschlagen, nun mußte man Pferd und Wagen haben, nun sah man Gesellschaften bei sich, nun mußte man die Welt in Augenschein nehmen und vieles andere mehr. Nicht etwa, daß man sich in Gegenwart der Gouvernante sehr behaglich gefühlt hätte, oder daß der „junge Herr" etwas anderes gethan hätte, als pauken und trinken, oder daß man sich in den Gesellschaften und auf den Reisen sonderlich amüsirt hätte — aber es gehörte eben alles zum guten Ton und kostete schweres Geld. Frau Hermine wollte es so haben und schwelgte in den neuen Genüssen, wiewohl sie trotz alledem und alledem nichts weniger als zufrieden war.

Die „gnädige Frau" — wie sie sich jetzt selbstverständlich von den Dienstboten nennen ließ — erhob ihre Augen immer höher. Die Frau Rentier wollte einen adligen Schwiegersohn haben, einen wirklich feinen Herrn, einen Gentleman vom reinsten Wasser. Eine pausbäckige Hermine redivivus — ihre Tochter — wurde von der Frau Mama auf die Weide geführt, wo sie am fettesten war, geziert mit dem lauttönenden Schellengeklingel geschmackloser Schmuckes und kostspieliger Kleidung. Lange vergeblich. Doch Frau Hermine war ein Sonntagskind, auch dieser Wunsch ging ihr in Erfüllung. Ein Herr von Bummelsdorf — aus altem angesehenen Geschlechte — hielt um die Hand ihrer Tochter resp. um deren ansehnliche Mitgift an und entführte das naive Lämmchen auf die dürre Haide seines väterlichen Gutes. Es versteht sich, daß sich Frau Hermine am Hochzeitstage auf dem Gipfel des höchsten Glückes befand! Sie strahlte und glühte wie die Sonne, wenn sie purpurroth untergeht. Ihre Angehörigen mußten wachen, daß sie nicht ein Dutzendmal zu Falle kam, so hoch trug sie ihr Haupt. „Herr Schwiegersohn" hinten und vorn, „meine Tochter, Frau von Bummelsdorf", „er, mein Schwiegersohn, Herr von Bummelsdorf auf Bummelsdorf" — nur der simple Papa wollte nirgends hinpassen, seine ungehobelten Manieren bildeten den Stachel ihres Glücks, und wenn sie mit Tochter und Schwiegersohn spazieren ging, mußte der Herr Papa, welcher seine Schuldigkeit als Verdiener erfüllt hatte, hübsch daheim bleiben. „Man blamirt sich ja mit Dir", erklärte sie ihm vornehm — und der ehrliche Thomas lächelte und sagte: „Du magst wohl recht haben, Hermine", und blieb zu Hause.

„Wie hoch verzinst sich denn Dein Kapital, lieber Papa?" fragte ihn sein Schwiegersohn eines Morgens vor der Abreise, indem er dem Schwiegervater huldvollst eine seiner theuren Havannas präsentirte. — „I, zu so ein fünf Prozent", erwiderte der Alte. Herr von Bummelsdorf ließ eine laute Lache los. „Fünf Prozent — o armseliger Spießbürgerzins! Schwiegerpapa, wenn Du Compagnie mit mir machen wolltest, so würdest Du mit Spaß 20 Prozent verdienen. Mein Gut ist rentabel, würde aber noch einmal so hohen Ertrag geben, wenn ich mein Kapital verdoppeln könnte". Thomas schwieg verlegen, er zog einen bescheidenen, aber sicheren Gewinn einem hohen, aber unsicheren vor. Seine Frau griff dagegen die verlockende Proposition gierig auf. „Greif zu, Thomas, das wird Dir nicht sobald wieder geboten."

Thomas blieb stumm. „Mein Mann ist ein wenig täppisch", entschuldigte sie aufgebracht den alten Herrn, „er ist schwer von Begriffen und hat keine Spur von Spekulationsgeist. Aber laß es nur meine Sorge sein, ihm den Standpunkt klar zu machen." Und sie machte ihm denn auch den Standpunkt so nachdrücklich klar, daß Thomas Mohring, der einstige simple Zimmermann, einen Monat später als Compagnon seines adligen Schwiegersohnes mit dem Prädikat „Rittergutsbesitzer" in die Geschäftsbücher des Staates eingetragen wurde.

Etwa zwei Jahre waren vergangen, als eines Nachmittags der Depeschenbote ein Telegramm brachte. „Von Hermine", rief die Mutter erwartungsvoll. „Gewiß hat Theobaldchen eine Schwester —." — Thomas riß das Papier auf, las es hastig und warf es seiner Frau wortlos auf den Tisch. Erbleichend, fast taumelnd erkannte sie folgende Worte: „Theure Eltern! Mein Mann hat mich heimlich verlassen und den Rest des vorhandenen Geldes mitgenommen. Wir sind bankerott. Alles versiegelt." Und so war es auch. Alles war verloren.

Das Geschlecht des adeligen Schwiegersohnes war zwar hochachtbar, aber nicht dieser Herr selbst. Er behandelte seine

Frau schlecht, spielte hoch, trank und schwelgte. Meist hielt er sich nicht auf seinem Gute, sondern in der Residenz auf, wo er seiner Leidenschaft für die drei W (Wein, Würfel und Weib) die Zügel schießen ließ. Als ihm die Schulden über den Kopf wuchsen, ließ er Weib und Kind im Stich und flüchtete mit den letzten Geldern, die er flüssig machen konnte, ins Ausland. Der arme Thomas verlor nicht nur sein ganzes baares Vermögen, auch Haus und Mobilien wurden ihm, dem Compagnon, gepfändet.

Er war ein Bettler, der saure Schweiß seines Lebens, seiner Arbeit war dahin. Die adelige Tochter kehrte mit ihrem Kinde mittel- und obdachlos in die armselige Dachwohnung der Eltern zurück. Der „junge Herr" mußte seine „erfolgreichen" Studien abbrechen und trieb sich vagabundirend zu Hause umher. Thomas Mohring vermochte den Schlag kaum zu ertragen, er sank auf's Krankenbett und genas nur langsam wieder. Dann griff er stumpfsinnig wieder zu Axt und Maßstab und arbeitete als Gehülfe „auf dem Bau", er, der alte, schwache, des Arbeitens entwöhnte Mann. — — —

Es war an einem kalten Winterabende. Trübe brannte in der ärmlichen Dachstube die Lampe. Thomas saß finster am Tische und verzehrte sein frugales Abendbrot. Mutter Hermine lehnte sich strickend in einen Stuhl zurück, der „junge Herr" schlief auf dem Bett, die Tochter kauerte am Ofen, ihren kleinen Sohn auf dem Schooß und erzählte ihm Märchen. Erst „Rothkäppchen", dann „Aschenbrödel," dann das Märchen „vom Fischer un syner Fru." Der Kleine lauschte gespannt der Erzählung von dem Fischer und seiner Ilsebill, welche nacheinander Hausbesitzerin, Palastinhaberin, König, Kaiser, Papst und endlich Gott selbst sein wollte und schließlich zur Strafe für ihren Hochmuth wieder in den „Pißputt" zurückwandern mußte, als der Fischer sein letztes verzagtes Sprüchlein:

„Mantje, Mantje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so es ik wol will."

an die Adresse des Fisches befördert hatte.

„Nicht wahr, Mama, das ist nicht wahr," rief der Knabe lebhaft, als seine Mutter geendet hatte.

„Nein, das ist nur ein Märchen", antwortete diese leise.

Da sprang Thomas plötzlich wie rasend von seinem Stuhle auf, schleuderte ihn zurück und schrie: „Was, das ist ein Märchen? Nein, das ist kein Märchen, mein Junge, sondern alles buchstäbliche Wahrheit. Ich selbst bin der Fischer, der schwache Thor, und das dort" — auf seine Frau zeigend — „ist die nimmersatte, hochmüthige Ilsebill, die immer höher und höher hinaus wollte. Nun ißt sie am Abend ihres Lebens trocken Brod in einer Dachkammer und der Fischer müht sich ab für kargen Lohn in fremder Leute Dienst. Aber das weiß ich — wenn ich noch einmal jung wäre, und „myne Fru, die Ilsebill, will nich so es ik wol will", so wüßte ich, was ich thäte!"

Ein Abenteuer in Neworleans.

Nach dem Amerikanischen von Hans Werner.

(Nachdruck verboten.)

„Nun möchten Sie wohl mein Abenteuer in Neworleans hören?" John Bright stützte den Ellenbogen auf die Lehne des rothen Plüschsessels und schaute mit seinen dunkelblauen Augen gedankenvoll drein.

„Natürlich!"

„Auf jeden Fall!"

Eugen Carthon und seine Schwester blickten gespannt auf den hübschen blonden Jüngling.

Sie hatten über die Ausstellung in Neworleans geplaudert, die sie sämmtlich im Jahre zuvor besucht hatten, und natürlich wandte sich die Unterhaltung bald auf persönliche Erinnerungen, und die Bewohner jener schönen Stadt im Süden Nordamerikas mit ihren Lebensgewohnheiten wurden einer Kritik unterzogen.

„Hatten Sie wirklich ein Abenteuer?" fragte Nell, indem sie ihm unter ihren langen dunklen Wimpern hervor einen fragenden Blick zuwarf. Sie hatten ihn in Neworleans treffen wollen, aber irgend ein Mißverständniß war schuld daran, daß die Familie Carthon ihn verfehlt hatte.

Nell hatte immer ein wenig Aerger darüber empfunden, als ob wirklich John dabei zu tadeln gewesen wäre, und die Anspielung auf ihren Aufenthalt im Süden rief jenes vage Gefühl der Enttäuschung in ihr hervor, welches sich, während sie dort war, in jeden Genuß gemischt hatte.

Nicht, daß sie irgend welches besondere Interesse für John Bright empfand! Bewahre; nicht einmal sich selbst gestand sie das ein. Aber er war doch Eugens intimster Freund und ein so prächtiger, munterer Gesellschafter. Wie konnte sie also anders, als ihn ein wenig gern haben? Nur „um Eugens Willen" natürlich. Sie glaubte in der That, daß es ihre Liebe zum Bruder sei, welche sie so besorgt um das Wohlergehen Johns machte, und so eifrig bemüht sein ließ, dafür zu sorgen, daß er sich in ihres Vaters Hause wohl fühle.

Wenn sich Frauen in dergleichen Dingen auf so spitzfindige Art selbst zu täuschen suchen, so kann sie Niemand dieserhalb tadeln. Die Wirklichkeit erscheint um so schöner, wenn sie sich eines Tages bei dem Geständniß überraschen, daß schließlich die geschwisterliche Liebe kein so bedeutender Beweggrund ist.

„Nun wohlan! Deine Geschichte," sagte Eugen, indem er sich mit seiner Schwester Erlaubniß eine Cigarette ansteckte und erwartungsvoll vor sich hin paffte. „Ich werde bald schläfrig werden, wenn Du mich nicht mit Deiner packenden Episode wach erhältst."

„Gut denn!" John drehte seinen blonden Schnurrbart nachdenklich und ignorirte die letzte Bemerkung völlig. „Eines Nachmittags ging ich die Canalstraße hinab, als es zu regnen begann."

„Merkwürdig, wenn es in der Regenzeit war," unterbrach Eugen, der entschlossen schien, nicht den Gedanken in sich aufkommen zu lassen, daß seinem Freund irgend ein außergewöhnliches Ereigniß passirt sei.

„Eugen, bitte, still!" sagte Nell flehend, aber John schien sich durch das Zwischenreden seines Freundes nicht im Geringsten stören zu lassen.

„Wie ich sagte, ging ich die Canalstraße hinunter, als es zu regnen begann, nicht heftig, aber genügend, um sich unbehaglich zu fühlen und die Federn auf einem Damenhut zu verderben. Glücklicherweise hatte ich einen Regenschirm, den ich natürlich sofort aufspannte. Gerade während ich dies that, kam eine junge Dame aus einem der großen Waarenhäuser hinter mir heraus. Sie stand einen Augenblick unentschlossen, als ob sie nicht weiter könne wegen des Regens, doch augenscheinlich besorgt, die Pferdebahn zu erreichen.

Ich befand mich in einem sonderbaren Dilemma. Was sollte ich thun? Da war eine junge Dame, zart und schön, kostbar gekleidet in Gewänder, die der Regen zweifelhaft beschädigen würde, ohne den geringsten Schutz vor den Elementen, während ich, nicht den Fuß entfernt, im Besitze eines Regenschirmes war, der groß genug für zwei hätte sein können. Es schien unverschämt, doch dem Antrieb des Augenblickes gehorchend, nahm ich alle meine Galanterie zusammen und machte ihr das Anerbieten, sie zum Wagen zu begleiten.

Zu meiner Ueberraschung und meinem Vergnügen muß ich sagen, nahm sie's dankbar an, und wir gingen zur nächsten Ecke, um den Wagen zu treffen. Ich bemerkte nun die außerordentliche Lieblichkeit ihrer Züge, die den reinsten Creolentypus zeigten, und die wunderbare Eleganz ihrer Toilette, welche in ihrem Farbenreichthum den südlichen Geschmack dokumentirte. Ich konnte sie nicht tadeln, daß sie zögerte, sich den verderblichen Wirkungen des Regens auszusetzen."

Bei dieser Wendung sah Nell, die in eine Ecke des Sophas geschmiegt saß, mit der Handarbeit im Schooße, sehr ernst aus. Sie konnte es nicht ganz billigen, daß hübsche blonde Freunde Regenschirme unbekannten Damen anbieten. Vielleicht war es die „außerordentliche Lieblichkeit" der schönen Creolin, welche die Beleidigung in ihren Augen so ungeheuerlich machte, aber sie wäre außer sich gewesen, würde man so etwas vermuthet haben.

„Als wir die Ecke erreichten, war kein Wagen da," fuhr John fort. „Da es gerade in der Fastnachtszeit war, so gab

es immer mehr oder weniger Aufschub. Als der Wagen endlich anlangte, war er so voll, daß nicht ein Fuß mehr Platz zum Stehen gehabt hätte. Bei den beiden folgenden war es ebenso. Unversehens gingen wir weiter, indem die junge Dame auf beinahe unmerkliche Weise die Führung übernahm. Wir gingen die Rue Royale hinab, gerade in das Herz der alten französischen Stadt hinein, während es der Dame kaum zum Bewußtsein zu kommen schien, daß wir schon so viele Straßen durchschritten hatten.

Ich war zu entzückt von ihrer lebhaften Unterhaltung und ihrer Naivetät, als daß ich hätte wünschen sollen, sie darauf aufmerksam zu machen, und so gingen wir vorwärts, bis sie plötzlich vor einem jener düsteren französischen Häuser hielt, die so einförmig aussehen, im Innern aber oft so schön und freundlich sind. Eine hohe Mauer umgab das Haus, von Nägeln überragt, die so eingeschlagen waren, daß die Spitzen standen, eine sichere Maßregel gegen Diebe. Wie gewöhnlich schmückte ein hoher Balkon die Front des Hauses. Vom Thore, das massiv und mit eisernen Riegeln versehen war, führte ein gepflasterter Weg zu der altmodischen Hausthür hin.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte sie, indem sie ihre großen Augen zu mir aufschlug, mit einem Anflug von Scheu darin, die sie um so reizender machten, „und" — sie zögerte ein wenig — „ich weiß, mein Vater würde Ihnen auch gern danken, wenn — wenn —"

„Wenn Sie nur wüßten, wem," fügte ich hinzu, beschämt über meinen eigenen Mangel an Höflichkeit. Nun weiß ich nicht, welcher Dämon mich zu der Handlung antrieb, aber anstatt meiner eigenen Karte gab ich ihr eine von Frank Smith, einem jungen Manne, der mit mir zusammen wohnte und der für eine große Hutfabrik in Detroit reist. Sein vollständiger Name zierte die Karte und auch der der Firma, mit der er in Verbindung war, „Tremoine u. Leemann". Es war Thorheit, das zu thun, aber ich dachte, ich würde die junge Dame nie mehr wiedersehen, und ich glaube, ich bildete mir ein, daß es ein guter Spaß für Smith sein würde.

Zu meinem großen Erstaunen war ihr der erste Name bekannt.

„Sie müssen eintreten und meinen Vater sprechen," sagte sie, „Herr Tremoine ist ein alter Freund von uns. Vater wird sich so freuen, Sie zu sehen."

In was für eine Verlegenheit hatte ich mich gebracht! Ich lehnte so höflich als möglich ab und wollte fort, aber gerade in dem Moment erschien ein alter Herr an der Thür, durch unser Läuten am Thor herbeigezogen, denn, wie ihr wißt, sind in New-orleans die meisten Glockenzüge am Außenthor.

In wenigen Worten erklärte die junge Dame die Situation. Mit echt südlicher Gastfreundschaft lud er mich zum Eintreten ein, indem er mir beredt für meine Freundlichkeit gegen seine Tochter dankte. Da ich sah, daß es beleidigend sein würde, wenn ich die Einladung ablehnte, so trat ich mit ihnen ein. Wie gewöhnlich in diesen französischen Häusern, führte die Halle in einen kleinen, öde aussehenden Hof. Von da aus jedoch kamen wir in ein elegant ausgestattetes Gemach.

Ein Diener nahm mir Hut und Schirm ab, und der alte Herr schob mir einen bequemen Armstuhl hin und setzte sich neben mich. Die junge Dame verschwand und erschien nach einer kleinen Weile in einem reizenden Kleide von granatfarbenem Atlas wieder. Ich gestehe, daß ich über die plötzliche Wendung der Dinge etwas verwirrt war, und das tête-à-tête mit dem alten Herrn, dessen Name, wie ich erfuhr, de Chartre war, setzte mich sehr in Verlegenheit, denn er richtete eine Menge Fragen über Detroit und die Leute dort an mich, und da ich nicht in Detroit gewesen war, so mußte ich auf Glück antworten oder nach unbestimmten Erinnerungen an das, was mir Smith gelegentlich erzählt hatte.

Zu meiner Erleichterung willigte sie auf meine Bitte, etwas zu musiziren, sofort ein und ersparte so ihrem Vater weitere Ueberraschungen durch mein chaotisches Hin- und Herrathen. Sie spielte und sang sehr gut und ich war noch mehr von ihr entzückt als vorher.

Nachdem sie mehrere Lieder vorgetragen hatte, stand ich auf, um zu gehen, aber eben wurde das Diner angekündigt und ich wurde von Beiden dringend eingeladen, zu bleiben. Wiederum sah ich, daß eine Weigerung beleidigend sein würde; so willigte ich denn ein, um Smith's Ruf vor weiterer Schädigung zu bewahren, und ich faßte den Entschluß, mein Conversationstalent bis zum Aeußersten anzustrengen. Sie sehen, ich hatte den Wunsch, daß sie günstig über Smith urtheilen sollten, wenn sie jemals zufällig mit diesem Tremoine zusammenkämen, den ich von Herzen auf den Meeresgrund wünschte.

Das Diner wurde in gutem Stil servirt und schmeckte Smith vortrefflich, der nicht immer seinem Namen entsprach, dem es aber doch gelang, die Conversation im Gange zu erhalten und dem alten Herrn nicht eine einzige Lücke gestattete, in die er eine Frage über Detroit und die Tremoines zwischenschieben konnte.

Nach dem Essen zogen wir uns nach dem Salon zurück — d. h. die junge Dame und ich — während der alte Herr noch bei einer Cigarre zurückblieb, wobei ich ihm nicht Gesellschaft leisten konnte.

Der Regen, der zuerst schwach gewesen war, wurde nun zum heftigen Guß. Er schlug wild gegen die Fenster und der Wind fuhr heulend durch den Hof. Dann und wann wehte er durch die Thüren in das Zimmer und brachte immer schwachen Duft von Orangenblüthen mit, die draußen von ihren Stengeln heruntergefegt waren. Aber die Rauhheit des Wetters draußen schien nur den Comfort und Glanz des Gemaches desto vollkommener zu machen. Mit solch einer reizenden Wirthin verging die Zeit schnell. Ich wurde mehr und mehr bezaubert von ihren dunklen Augen und ihrer graziösen Manier, dieser typischen Grazie, welche die Creolinnen so berühmt gemacht hat. Außerdem ließ die Neuheit der Situation sie noch zehnmal anziehender erscheinen. Ich fing an, für die Gemüthsruhe Smith' zu zittern. Es würde übermenschlich für einen Mann sein, der Bezauberung durch diese liebliche Creolin zu widerstehen. Ich weiß nicht, bis wohin ich mich verstiegen hätte, wenn nicht die Thür geöffnet worden und Herr de Chartre noch einmal auf der Bildfläche erschienen wäre. Wie ich glaube, überraschte er mich dabei, wie ich närrischerweise zärtliche Dinge zu seiner Tochter sagte.

Ich dankte ihm aufrichtig. Ich konnte ihm nicht genug Dank für solch eine warme und herzliche Gastfreundschaft wissen. Es ist wirklich wahr, daß diese Südländer das gütigste und gastfreundschaftlichste Herz haben. Ein alter und geschätzter Freund der Familie hätte kaum freundlicher behandelt werden können als ich, ein gänzlich Fremder, ausgenommen den oberflächlichen Zusammenhang, welchen mir Tremoine und Leemann in diesem höchst eleganten und schönen Hause gaben, wovon jeder Theil den Reichthum und die vornehme Stellung des Besitzers kennzeichnete.

Einige Augenblicke später kam Jacques, mir mein Zimmer anzuweisen. Mit einem zögernden Blick wünschte ich der jungen Dame gute Nacht. Es schien mir, daß ihre schönen Augen einen Anflug Bedauern über unsere kurze Bekanntschaft ausdrückten. Ihr Vater folgte bis zum Hofe außerhalb, nachdem er mir mehrere Bestellungen an Herrn Tremoine und andere Freunde in Detroit aufgetragen hatte, die ich alle sorgsam auszuführen versprach. Dann übergab er mich mit einem freundlichen „Gute Nacht" der Sorgfalt des wartenden afrikanischen Dieners.

Mein Gemach war schön eingerichtet im Einklang mit dem übrigen ganzen Hause. Es war augenscheinlich ein Hinterzimmer, das mit einem Vorderzimmer des Hauses durch schwere Flügelthüren verbunden war, über die eine reiche rothe Portiere fiel.

Jacques brachte mir einen Krug mit frischem Wasser und reine Handtücher, und indem er etwas in seinem unverständlichen Creolen-Französisch murmelte, begab er sich unter wiederholten Verbeugungen hinaus.

Ich prüfte das Zimmer sorgfältig, verschloß alle Thüren, ausgenommen die Flügelthüren, welche ich von der anderen Seite geschlossen fand, und ging zu Bett, indem ich dachte, was für ein prächtiger Spaß dies für Smith sein müßte, der unzweifelhaft gemüthlich in seinem Zimmer ruhte, nichts ahnend von der sonderbaren Geschichte, in die ich ihn hineingezogen hatte. Ich beschloß, der jungen Dame zu schreiben, sobald ich die Stadt verließ, sie über meinen kleinen Betrug aufzuklären und ihr den wirklichen Smith vorzuführen, der sich sicherlich beim ersten Anblick bis über die Ohren in sie verlieben würde. Armer Smith; ich malte mir gerade seine Zukunft in den schönsten Farben aus, als mich Morpheus ergriff und in das Traumland führte.

Gegen Mitternacht wurde ich durch ein leises Geräusch im Zimmer erweckt. Ich horchte, aber Alles war todtenstill. Wahr-

scheinlich schlief der ganze Haushalt. Ich schrieb den Laut meiner eigenen Einbildungskraft zu und wollte mich eben zum Schlummer anschicken, als kalter Schauer mich überlief. Ich fühlte Jemand neben mir. Das Zimmer war stockdunkel, ich konnte nicht sehen. Ebensowenig konnten meine Sinne, die jetzt gänzlich wieder wach waren, die leichteste Bewegung oder einen Ton wahrnehmen. Aber mein Blut stockte in der Vorahnung von etwas Bösem. Ich empfand, wie kalter Schweiß den ganzen Körper bedeckte; bis zu den Haarwurzeln fühlte ich die Kälte.

Mit einem plötzlichen Sprung verließ ich das Bett. Die Streichhölzchen waren auf einem nahen Tische. Ich zündete eins an und blickte umher, halb in der Erwartung, irgend eine unwillkommene Gestalt hervorspringen und mich angreifen zu sehen. Aber das Zimmer war leer. Ich zündete die Lampe an und untersuchte das Gemach sorgfältig, aber Alles war so sicher, als da ich's betreten hatte.

Mit einer ungeduldigen Verdammung meiner Schwäche ging ich wieder zu Bett und ließ die Lampe schwach brennen. Da ich nicht an Spuk glaube und meine Verdauung außergewöhnlich gut ist, so sank ich bald wieder in tiefen Schlummer. Ungefähr zwei Stunden später jedoch wurde ich von Neuem geweckt durch dieselbe geheimnißvolle Empfindung. Wieder überliefen mich kalte Schauer, die die Nähe von etwas unbekanntem Bösen bedeuteten. Eine schreckliche Vorahnung ergriff mich. Ich wagte mich nicht zu bewegen. Meine Kniee zitterten, die kalten Schweißtropfen standen mir auf der Stirn. Was konnte es sein, dieses schreckliche Etwas, das in der Dunkelheit seine kalten Finger auf mich zu legen und mich aus meinem Schlafe aufzuwecken schien? Ich lag da schaudernd, als ob mich wirklich irgend eine eisige Berührung getroffen hätte, aber nicht lange — dann kam wieder meine gesunde, kräftige Natur zur Geltung. Ich wollte selbst vor mir allein nicht feige sein. Entschlossen stand ich auf und ging zur Lampe, die volle Flamme plötzlich aufschraubend. Eine Veränderung im Zimmer ließ mich aufsehen. Die schwere Portiere war zur Seite geworfen, die Flügelthüren standen weit offen. Ich schritt in das andere Zimmer, entschlossen, das Geheimniß zu ergründen. Ein Schreckensruf entfuhr mir, als ich eintrat. Ich stand versteinert, das Blut gerann in meinen Adern. Auf dem Bette lag ein Mann mit durchschnittener Kehle und das rothe Blut floß langsam über die weiße Decke und den reichen Teppich herunter. Seine weitoffenen Augen waren zur Decke gerichtet, sein weißes Gesicht entstellt von Todesangst. Eine Sekunde lang stand ich wie festgefroren auf meinem Platz, meine Sinne waren verwirrt, meine Hände zusammengepreßt in plötzlicher Todesangst; dann kam gleich einem Blitzstrahl die Wahrheit über mich. Ein schreckliches Verbrechen war begangen worden, die Verantwortlichkeit konnte auf mich fallen. Des Morgens würde die Polizei mich verhaften kommen. Wie hätte ich den Verdacht von mir ablenken können?

Mit einer plötzlichen Energie, die die Verzweiflung mir eingab, ging ich zu meinem Zimmer und kleidete mich an, nicht die geringste Spur von meiner Gegenwart ließ ich zurück. Mich versichernd, daß nicht eine Karte oder ein Fetzen Papier zurückblieb, als Schlüssel zu meiner Identität, nahm ich meine Stiefel in die Hand und schlich geräuschlos die Treppe hinunter. Als ich die Thür jenseits des Hofes erreichte, schrak ich zurück. Ich hatte vergessen, daß sie verschlossen sein würde. Ich betrat das Gemach, in dem ich am vorigen Abend gewesen war, in der Hoffnung, ein Fenster unverriegelt zu finden. Zu meiner Ueberraschung hörte ich Stimmen und bemerkte Licht in dem anstoßenden Zimmer. Die Zwischenthür war nur leicht angelehnt. Athemlos ging ich durchs Zimmer und sah durch die Spalte.

Schrecken über Schrecken! Was mußte ich erblicken? Der feine, vornehme alte Herr vom Abend vorher saß am Pharaotisch, umgeben von einer großen Gesellschaft, und die schöne junge Dame, die glänzende Zauberin mit der süßen Stimme, theilte ihm gegenüber Karten aus. Genug! Ich wandte mich ab und vergegenwärtigte mir, daß ich in Neworleans war. Ich war in eine der schlimmsten Höhlen der französischen Stadt gerathen, und die schönste Creolin war wahrscheinlich eine der berühmtesten Damen, von denen ich so oft gelesen hatte.

Kein Wunder, daß mein Blut gerann. Was, wenn ich nicht entweichen konnte? Das waren alles verzweifelte Subjekte, mit denen ich es nicht aufnehmen konnte. Die Aussicht war furchtbar.

Vorsichtig versuchte ich jedes Fenster. Sie alle widerstanden meinen Anstrengungen, sie zu öffnen, nur das letzte gab ein wenig nach. Ich probirte mit der Kraft der Verzweiflung. Während ich dies that, berührte meine Hand eine Feder, die ich vorher nicht bemerkt hatte. In einem Augenblick war das Fenster geräuschlos aufgestoßen und mit einem kräftigen Sprung kam ich unbeschädigt einige Fuß tiefer auf den Boden an.

Aber was war jetzt zu thun? Da war jene Mauer, die mit spitzen Nägeln besetzt war. Es wäre Wahnsinn gewesen, nur den Versuch zu machen, sie zu ersteigen. Das Thor war verriegelt und mit einer schweren Kette befestigt. Ich konnte nicht nach Hilfe rufen, das wäre gleichbedeutend mit augenblicklichem Tode gewesen. Was sollte ich thun? Wieder feuchteten kalte Schweißtropfen meine Stirn. Ich war beinahe wahnsinnig. Was sollte ich thun?"

John hielt in seiner Erzählung inne und zündete sich die Cigarre an, die ihm Eugen vor einer kleinen Weile gereicht hatte.

„Was thatest Du?" Eugen war ungeduldig über den Aufschub. Er bog sich gespannt vorn über. Seine eigene Cigarre war ausgegangen. Er hatte sie in seinem tiefen Interesse vergessen.

„Ja, was thaten Sie?" Nell wiederholte die Frage mit einer schrecklichen Angst in der Stimme. Ihre Arbeit lag unbeachtet auf dem Boden, ihre Ellenbogen ruhten auf den Knieen, während eine Hand ihr Gesicht stützte. Ihr Athem ging kurz und schnell. Sie erwartete die Fortsetzung mit theilnehmenden besorgten Mienen.

„Nun" — John paffte kräftig vor sich hin — „ich erwachte!"

Eugen sank in seinen Stuhl zurück und Nell fiel geistig und körperlich zusammen, während sie ihre Arbeit mit unbefriedigter Miene wieder aufnahm.

„Beim Zeus!" rief Eugen mit bewundernden Blicken auf seinen Freund, „es ist das Beste, was ich in der ganzen Saison gehört habe."

„Oh! Sie schrecklicher Mensch!" rief Nell, als sie wieder zu Athem kam, „so war alles ein Traum?"

„Ja," erwiderte John kaltblütig. „Ich erwachte in meinem Zimmer. Smith fragte mich, ob ich ihn für eine Ziegelmauer oder für einen Laternenpfahl ansähe, daß ich ihn so kräftig bearbeite."

Nell schien sich weniger aus der Erzählung zu machen, seitdem sie wußte, daß die schöne Creolin nur eine Mythe war. Die Geschichte hatte sie ein wenig zum Bewußtsein gebracht, und während einiger Tage war sie John gegenüber scheuer als gewöhnlich. Aber ich freue mich, sagen zu können, daß sie ein vernünftiges Mädchen war, und als John sie fragte, ob sie ihn nur „um Eugens willen" liebte, antwortete sie aufrichtig: „Nein!"

Und so endete das Abenteuer in Neworleans.

Blutverbesserung.

Von Dr. Wilhelm Teschen.

„Gesundheit ist das höchste Glück!" pflegen leider nur die Personen zu sagen, welche dieses Glück bereits verloren haben. Es geht der Gesundheit wie so vielen andern Gütern, man weiß sie erst dann zu schätzen, wenn man sie verloren hat. Gesundheit ist ohne Zweifel nicht nur das Mittel und die Bedingung zum wahren und frohen Lebensgenuß, sondern auch die Quelle der Anmuth und der Schönheit.

Von den vielen Faktoren, welche auf die Gesundheit einen großen Einfluß haben, spielt die Art der Beschäftigung eine gewichtige Rolle. Es giebt Berufsarten, welche mit großen und geringen Gefahren für die Gesundheit verbunden sind, andere dagegen sind geradezu geeignet, die Gesundheit zu erhalten und zu befördern. Da Zahlen reden und beweisen, so wollen wir einige hier folgen und für sich allein reden lassen.

Nach der Statistik des letzten internationalen Kongresses für Hygieine sterben jährlich im Alter von 45 bis 60 Jahren, das heißt sie werden nicht älter, wie es mit dem Rest der Fall ist, also es sterben von zehntausend Männern jährlich im Alter von 45 bis 60 Jahren: Geistliche nur 150, Gärtner 160, Fischer 190, Lehrer 200, Apotheker 250, Aerzte 300, Wirthe und Schlosser 350, Messerschmiede 360, Bauern 365, Nachtwächter 375, Schornsteinfeger 420, Feilenhauer 450 und schließlich Straßenverkäufer 50.

Wir leben im Zeitalter der Nervosität und das ist leicht verständlich, denn Nervenschwäche ist das Erzeugniß einer übergroßen Zivilisation, welche das seelische Leben überreizt und das animale schwächt. Ganze Nationen sind an überfeinerter Zivilisation schon zu Grunde gegangen. Was stürmt in unserer Zeit nicht alles auf die Gesundheit ein: die Ueberbürdung der Kinder in der Schule, bei Erwachsenen die erhöhten Anforderungen im Beruf oder die hochgradig gesteigerte Konkurrenz auf so vielen Gebieten, ferner der Drang nach Genuß und den verfeinerten Lebensfreuden. So ist es kein Wunder, daß wir ein so großes Heer von blutarmen, bleichsüchtigen und nervösen Menschen haben. Und schlechtes Blut ist die Quelle aller Krankheiten, wie das gute Blut das blühende Leben ist. Aus gesundem Blut quillt fröhliches Leben, denn aus dieser rothen durch alle Theile des Körpers strömenden Flüssigkeit stammt das Material zur Unterhaltung des Stoffwechsels. Die so viel verbreitete Appetitlosigkeit und Trägheit der Verdauung sind keine besonderen Krankheiten des Verdauungsapparates, es sind in der Regel nur die Folgen einer mangelhaften Blutbeschaffenheit. Bei Nervösen, Blutarmen oder Bleichsüchtigen ist entweder eine Verminderung der Blutmenge überhaupt, oder wenigstens der wichtigsten Theile, der rothen Blutkörperchen, vorhanden.

Bei Blutarmuth sowie bei Bleichsucht ist das Hauptaugenmerk also auf eine richtige Ernährung zu richten. Zu einer angemessenen Ernährung Blutarmer gehört es, daß sie häufig, etwa alle zwei Stunden, Nahrung zu sich nehmen, nicht viel, aber kräftig.

Bei den Hauptmahlzeiten, mittags und abends, muß die Nahrung hauptsächlich aus gutem Fleisch bestehen, aber nicht aus gekochtem, sondern aus gebratenem. Gutes, gebratenes Fleisch ist eines der nahrhaftesten und leicht verdaulichsten Nahrungsmittel, das alle nährenden Bestandtheile der Fleischbrühe neben dem beim Kochen des Fleisches meist verloren gehenden Eiweißstoff enthält. Es ist natürlich nothwendig, daß das Fleisch sofort in heißes Fett oder bereits braun gewordene Butter gelegt wird. Dadurch gerinnt sofort die Oberfläche des Fleisches und bildet eine Kruste, die das Herausspritzen des Fleischsaftes beschränkt und die Faser im eigenen Safte dämpft.

Bei den Hauptmahlzeiten lasse man Bouillon und andere Suppen weg, weil es den Patienten meist unmöglich ist, nach Genuß eines Tellers Suppe noch genügend Fleisch zu essen. Bouillon mit Ei kann man zum zweiten Frühstück geben. Gut gekochte Gemüse, gekochtes reifes Obst und leichte Mehlspeisen können bei den Hauptmahlzeiten in kleinen Mengen zugelassen werden. Bei den Nebenmahlzeiten sind pikante Sachen wie Sardellen, Kaviar und saure Gurken, wodurch der Appetit angeregt wird, sehr gut angebracht. Es ist nämlich ein Vorurtheil, ein sehr verbreitetes sogar, daß Blutarme keine sauren Speisen genießen dürfen.

Frische Butter kann in reichlicher Menge genossen werden, dagegen sind alle Süßigkeiten, wie Chokolade, Kuchen und dergleichen möglichst zu vermeiden.

Gute, selbst starke Weine sind in kleinen Mengen sehr zu empfehlen Biere weniger.

Die gewöhnlich etwas stockende Darmthätigkeit suche man durch gekochtes Obst und vor allen Dingen durch Bewegung im Freien zu befördern. Sehr wesentlich ist für alle Blutarme, Bleichsüchtige und Nervöse der Aufenthalt in frischer, freier Luft. Bäder sind ebenfalls zu empfehlen und zwar werden warme in der Regel besser vertragen als kalte. Aufenthalt in Wäldern oder an der See ist heilbringend, besonders als Nachkur nach dem Gebrauch von Eisenmitteln, die selbstverständlich nur der Arzt verordnen darf, denn nichts ist gefährlicher, als wenn der Laie sich durch Arzneimittel selbst kuriren will. Und gerade bei der Blutarmuth und der Bleichsucht geschieht das so gerne. In der Medizin ist Eisen nicht Eisen, denn es giebt schwer und leicht verdauliche Eisenpräparate, es giebt schwach und starkwirkende. Wenn überhaupt ein Mensch das ihm vom Arzte verordnete Rezept einem anderen giebt, von dem er glaubt, daß er gleichartig erkrankt sei, so begeht er damit ein großes Unrecht und beweist seine vollständige Unkenntniß und Unwissenheit in einer hochwichtigen Sache, in der er dennoch eine Handlung vorzunehmen wagt.

Das specifische Mittel gegen Blutarmuth und Bleichsucht ist und bleibt das Eisen. Man kann während der Eisenkur oft eine Vermehrung der rothen Blutkörperchen durch Zählung derselben unter dem Mikroskop direkt nachweisen.

Aber alle diätetischen und arzneilichen Mittel werden nichts nützen, wenn nicht die Ursache der Krankheit gehoben wird.

Bleibt der Mensch in seiner gewohnten, schwächenden Lebensweise, in seiner täglichen übergroßen Arbeit und Sorge, so nutzt kein Heilmittel. Schüler und Schülerinnen, die überbürdet sind, müssen theilweise oder eine Zeitlang ganz davon entlastet und mehr in die freie, frische Luft geführt werden. Beim weiblichen Geschlecht sind die Handarbeiten auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Erwachsenen beiderlei Geschlechts, die ihr Beruf oder ihre gesellschaftlichen Pflichten oder Gemüthsaufregungen irgend einer Art blutleer oder nervös gemacht haben, müssen für längere Zeit hinaus aus dem Kreise ihrer Arbeit und ihres Wirkens, müssen geistige Ruhe und Ablenkung suchen und das Gleichmaß körperlicher und seelischer Thätigkeit wieder zu erlangen sich erstreben. Reisen wirkt meistens sehr vortheilhaft ein. Reisende, welche sich vom Geschäfte, von der Sorge oder von den gesellschaftlichen Pflichten für einige Wochen frei machen, finden in der schönen, freien Natur leicht, auch ohne Arzneimittel, Heilung, und sie kehren frischer und kräftiger nach Hause zurück.

Aendert man in der vorhergegangenen Weise die Lebensweise, so gelangen auch hochgradige Blutarmuth und Bleichsucht zur sicheren Heilung, wenn auch hier und da ein Rückfall eintreten sollte, so schadet das nicht sehr viel, auch dieser verschwindet bald wieder bei richtiger Lebensweise.

Lose Blätter.

* **Lebender Schmuck.** Während wir Europäer uns an dem Anblick des Lichtes begnügen, das uns die Leuchtkäfer bei Nacht oder in den späteren Abendstunden in Wald und Wiese senden, benutzen die Damen Südamerikas, namentlich die Creolinnen, die Leuchtkäfer ebenso als Schmuckgegenstand wie die strahlenden Billanten, und in der That haben jene strahlenden Insekten vor den Edelsteinen den großen Vorzug, daß sie das von ihnen ausgesendete Licht selbst hervorbringen, während die geschliffenen Steine nur das auf sie fallende Licht zurückwerfen. Hierdurch kommt es, daß diese lebendige Zierde die Locken der Damen auch dann erglänzen läßt, wenn sie dem Lampenlicht abgewendet sind, ja dann gerade tritt die Wirkung am Intensivsten und Schönsten hervor. Diese Verwendung der leuchtenden Käfer ist dadurch ermöglicht, daß ihr Licht in den tropischen Gegenden, wo auch die Pflanzenwelt mit viel glänzenderen und satteren Farben ausgestattet ist, bei Weitem kräftiger ist als in unserem kühleren Klima. Der Anblick dieser glänzenden Punkte in dem schwarzen Haar der Creolinnen soll zauberhaft schön sein und bei der eigenthümlichen Bronzefarbe ihrer Gesichter doppelt schön wirken. Die Verwendung der Leuchtkäfer ist nicht etwa auf einen einzigen Ballabend beschränkt, sondern wenn die Damen aus der Gesellschaft, in der ihr lebender Haarschmuck viele Stunden hindurch gewirkt hat, nach Hause kommen, lösen sie die Käfer vorsichtig aus den Haaren, legen sie für einige Zeit in eine feuchte Schüssel, in der sich die Thierchen wieder erholen und bringen sie dann in Käfige, in denen sich die Pflanzen, auf denen die Leuchtkäfer zu leben gewohnt sind, in reichlicher Menge befinden, so daß sie bei der nächsten Gesellschaft wieder zu verwenden sind und auf diese Weise an einer ganzen Reihe von Abenden ihre „Pflicht“ thun.

* **Richard Wagner und die Zahl 13.** Der englische Kritiker W. F. Gates schreibt im New-Yorker „Musical Courier“: Ich habe eigenthümliche Studien über Richard Wagner gemacht und gefunden, daß die Zahl 13 im Leben Wagners eine große Rolle gespielt hat. Wagner wurde im Jahre 1813 geboren und starb am 13. Februar. Das Bayreuther Theater wurde am 13. August eröffnet. „Tannhäuser“ fiel am 13. März 1861 in Paris durch und kam am 13. Mai 1895 dort wieder zu Ehren. Richard Wagner hat 13 Buchstaben in seinem Namen; die Summe der Ziffern seines Geburtsjahres 1 + 8 + 1 + 3 ergiebt 13; er schrieb 13 Opern oder Musikdramen. Die musikalische Laufbahn zu erfassen bestimmte ihn eine „Freischütz“-Vorstellung, der er am 13. Oktober beiwohnte. Das Rigaer Theater, an welchem Wagner als Kapellmeister begann, wurde am 13. September 1837 eröffnet; „Tannhäuser“ wurde am 13. April 1844 vollendet; Wagners Verbannung von Sachsen währte 13 Jahre; der letzte Tag, den er in Bayreuth verlebte, war der 13. September. Liszt besuchte ihn zum letzten Male in Venedig am 13. Januar 1883, und das Jahr, in dem er starb, war das 13. Jahr des Bestehens des Deutschen Reiches.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.